

DAS BUCH BARUCH **BY THE RIVERS OF BABYLON**

Egbert Ballhorn

Heimat und Entfremdung

Thomas Mann ging ins Exil. 1936 wurde er in Deutschland ausgebürgert, und so wanderte er notgedrungen aus: in die Schweiz, dann in die USA. Er blieb aber deutscher Schriftsteller und nahm von außen intensiv am politischen Leben teil. Er kommentierte für alle im Exil und die in Deutschland Verbliebenen, die es lesen mochten, weiterhin das politische Geschick. »Wo ich bin, ist die deutsche Kultur«, wurde ein vielzitiertes Diktum. Bezeichnend ist, dass Mann nach dem Krieg und der Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur nicht nach Deutschland zurückkehrte, sondern sich in der deutschsprachigen Schweiz niederließ, nahe bei Deutschland, aber nicht in Deutschland. Ganz »Deutscher« konnte er nach den gemachten Erfahrungen nie mehr werden. Ein Stück Exil, ein Stück Entfremdung blieb in ihm.

Ganz ähnliche Fragen beschäftigen das Volk Israel: Nach der Eroberung Jerusalems durch die Babylonier im Jahr 587 v. Chr. und dem Beginn einer jahrhundertelangen Fremdherrschaft war die Oberschicht nach Babylon deportiert worden. Notgedrungen hatte man sich dort eingerichtet. Als nach fast fünfzig Jahren die Herrschaft der Babylonier durch die Perser beendet wurde, durften die Exilierten zurückkehren. Ein Teil jedoch blieb. Man hatte sich in der Fremde arrangiert – und war doch Jude geblieben. Beides ging miteinander: eine erzwungene Erfahrung, die sich dann jedoch als dauerhaft tragfähig erwiesen hatte. Spätestens von jenem Zeitpunkt an wird es – bis in die Gegenwart hinein! – zwei Judentümer geben: eine fortdauernde jüdische Präsenz im von Gott geschenkten Land um Jerusalem herum – und ein Diasporajudentum, das seine jüdische

Identität bewusst auf fremder Erde bewahrt. Das jedoch geht nur, wenn das Land Israel als Ausgangspunkt und in irgendeiner Weise auch als Zielpunkt der eigenen Existenz lebendig bleibt. Wie viel Gottesland braucht man als Jude: Reicht die ursprüngliche Herkunft von dort aus – oder vielleicht die bleibende Ausrichtung im Gebet nach Jerusalem? Oder kann es im Gegenteil gar keine authentische Existenz außerhalb des Verheißungslandes geben? Ist es vielleicht eine Lösung, in der Diaspora zu bleiben, aber von Zeit zu Zeit das Land der Väter wallfahrend zu besuchen? Sehr unterschiedliche Ansätze sind denk- und lebbar.

Mit Ausblick auf Jerusalem

Das Buch Baruch beginnt wie die Regieanweisung zu einem Theaterstück. Das Stück findet außerhalb des Landes statt, mitten in Babylon, am Fluss Sud, fünf Jahre nach der Eroberung Jerusalems. Dort versammelt sich das Volk in seiner gesamten Hierarchie, vom machtlos gewordenen König über die Prinzen, die Beamten und Ältesten bis zum einfachen Mitglied, um einen Brief des Baruch, Schüler des Propheten Jeremia, zu verlesen. Es ist ein Bußgebet an Gott, das alle sich so zu eigen machen, dass sie beim Verlesen weinen, fasten und beten. Aus der Trauer werden Taten: Die Versammelten im Exil tun sich zusammen, sie sammeln Geld und schicken es nach Jerusalem, zum Tempel. Der Kult im Tempel geht weiter, und er soll seine Sühnewirkung nicht nur auf die Einwohner des Verheißungslandes, sondern auch auf jene im Exil erstrecken. So bleibt das Band zwischen Fremde und Heimat gewahrt.

Dann aber geschieht Unerwartetes. Neben dem Geld wird auch ein Schreiben nach Jerusalem geschickt. »Betet für uns, denn wir haben gesündigt«, steht darin. Aber zuvor heißt es: »Betet für das Leben des Königs Nebukadnessar von Babel ... damit wir lange dort leben«. Diese Aussagen muss man sich auf der Zunge zergehen lassen: Der jüdische König im Exil und das

ganze Volk bitten aus der Ferne die daheimgebliebenen Priester und Einwohner Jerusalems, das Leben des Fremdherrschers zu verlängern. Das kann nichts anderes heißen, als dass die Exilexistenz auf Dauer nicht nur abgesichert, sondern geradezu abgesegnet werden soll.

Neben den soeben zitierten Sätzen des Briefes schicken sie noch ein ganzes Buch mit, das in Jerusalem öffentlich zu verlesen sei: Das Buch Baruch selbst. »Betet für einen gnädigen Fremdherrscher – und lest dieses Buch vor, das ihr hier von uns erhaltet.« So geht das Buch Baruch in seinem ersten Kapitel nahtlos von einer plastischen Eröffnungsszene in eine Regieanweisung über, ein Buch zu lesen bzw. es geradezu aufzuführen. Was zu lesen ist, folgt in einer überlegten literarischen Komposition: das Bußgebet, dem sich eine feierliche Lehrrede anschließt, die die typisch hellenistisch-griechische Suche nach Weisheit beschreibt, dann jedoch eine erstaunliche Wendung nimmt: Ja, die Weisheit lässt sich finden – es ist die Tora, die Gott exklusiv an Israel übergeben hat. Nachdem Israel so erneut ermutigt wurde, sich seinen eigenen Wurzeln zuzuwenden, setzt eine warmherzige Trostrede ein. Hierzu tritt die Stadt Jerusalem in personifizierter Gestalt auf die Bühne, literarisch dargestellt in der Rolle einer Mutter, die ihre Kinder tröstet. Sie erhebt das Wort: »Hab Vertrauen, mein Volk« (Bar 4,5). Als Antwort darauf erklingt aus dem Off eine prophetische Stimme: »Hab Vertrauen, Jerusalem!« (Bar 4,30). Als letztes Wort wird der trauernden Stadt die glanzvolle Heimkehr ihrer Kinder aus dem Exil verheißen.

»Leg ab, Jerusalem, das Kleid deiner Trauer und deines Elends, und bekleide dich mit dem Schmuck der Herrlichkeit – von Gott her, auf ewig!« (Bar 5,1)

Letztlich stehen Anfang und Ende des Buches in einer erheblichen Spannung: »Lasst uns alle für ein gutes Leben im Exil beten« – »Ihr könnt euch auf eine triumphale Heimkehr freuen«. Der Kontrast der Positionen lässt sich nicht leicht auflösen, zu-

mindest nicht auf der Ebene des Buches. Aber darin steckt eine Wahrheit, die Israel existenziell beschäftigt hat: Wer einmal im Exil war, kehrt nie wieder ganz zurück; und doch kann man ohne Aussicht auf Heimkehr nicht überleben. Erst wer beides zusammennimmt, kann in aller Tiefe sagen, was Heimat bedeutet.

Alte Weisheit in neuem Gewand

»Kein einziger Satz in diesem Buch ist originell«, liest man in der Fachliteratur über das Baruchbuch, und man hört geradezu den Seufzer des Exegeten mit, der sich so geäußert hat. Er hat Recht. Das Buch ist insofern nichts Neues, als es vollständig aus Mosaiksteinen anderer Bibeltexte zusammengesetzt ist. Das wirkt sehr traditionsfreundlich, und doch geschieht Neues. Auch aus alten Mosaiksteinen kann man ein neues Bild legen.

Die Sprache selbst stellt eine Neuerung dar. Das Buch Baruch ist auf Griechisch überliefert, denn es stammt gar nicht aus der Zeit des Exilsbeginns, sondern ist über 300 Jahre später abgefasst worden, unter hellenistischen Herrschern, mitten in der Einflussphäre griechischer Kultur. Das Buch Baruch fasst alle alten biblischen Traditionen zusammen – Verpflichtung auf die Tora, Botschaften der Prophetie –, aktualisiert sie jedoch und kleidet sie in ein »griechisches« Gewand. Philo-Sophie im Sinne des Wortes wird dargeboten: Der Weg zur Tora ist in die Rede von der Suche nach der Weisheit eingebettet. Die Botschaft lautet: Ihr Israeliten, was ihr glaubt, bleibt aktuell. Diese Aussage ergeht im Buch in vielen unterschiedlichen Stimmen. Auch damit wird Theologie betrieben: Einstimmigkeit wäre Ideologie. Denn bei allem Pochen auf Traditionen bleibt eine Spannung im Buch – wohl doch absichtlich – unaufgelöst: Es bleibt offen, ob man sich nun auf eine lange Zeit im Exil einrichten muss, so der Anfang des Buches, oder auf baldige Heimkehr freuen kann, wie das Ende in Aussicht stellt. Beide Perspektiven sind legitim. Und wie auch Thomas Mann wusste: Selbst nach der Heimkehr – ein Stück Exil bleibt immer in einem.

Eine christliche Relecture

Für die christliche Lektüre war vor allem ein einzelner Vers aus dem Mittelteil des Buches entscheidend: Die Rede von der göttlichen Weisheit, die auf der Erde ihren Wohnsitz nimmt und unter den Menschen lebt (Bar 3,38). Eigentlich ist es ein klassisches Motiv hellenistischer Philosophie: Die Weisheit kommt aus dem Himmel ihrer Abstraktion und wandelt unter den Menschen, lässt sich von ihnen finden. In der christlichen Tradition hat man diesen Vers auf Jesus Christus hin gelesen: Das Wort Gottes, das auf Erden Fleisch geworden ist, wie es auch der Anfang des Johannesevangeliums ausdrückt. Diese Auslegungstradition ist so stark, dass spätere Forscher meinten, der Vers sei eine spätere christliche Zufügung im Buch. Aber gerade umgekehrt »wird ein Schuh daraus«: Um auszudrücken, was Jesus Christus für sie bedeutet, hat die junge christliche Theologie auf Gedankenstrukturen zurückgegriffen, die ihr aus der jüdisch-hellenistischen Tradition vertraut waren. Baruch sei Dank.

Auf dem gotischen Flügelaltar der Nikolaikirche zu Lüneburg befinden sich mehrere eindrucksvoll gemalte Prophetenköpfe. In der Mitte Baruch mit Spruchband – wieder einmal übersetzt, diesmal ins Lateinische. Der Prophetenschüler hat sich seinen eigenen Platz unter den Propheten erobert.

Zum Weiterlesen

Marie-Theres Wacker, Das Buch Baruch. Post aus der Ferne, in: Luise Schottroff, Marie-Theres Wacker (Hg.), Kompendium Feministische Bibelauslegung, Gütersloh 1998, 422-427.